

Manfred P. T. Ellermann war am 7. Februar in Zirl in Tirol losgegangen, um zu vergessen. Alles wollte er vergessen. Sagte er sich. Alles. Sein ganzes Leben. Sein Haus, seine Familie, seine Frau, die Arbeit, das Dorf, einfach alles. Er hatte in der Samstagsbeilage der Tiroler Tageszeitung gelesen, dass man beim Gehen am besten vergessen könne. Und auf das freute er sich. Aufs Gehen und aufs Vergessen. Ziellos war er am 7. Februar gestartet. Eigentlich hatte Manfred P. T. Ellermann überhaupt keinen Grund, das Vergessen zu suchen. Er hatte einen gut bezahlten Beruf als Vertreter für landwirtschaftliche Maschinen, war mittlerweile aus unerfindlichen Gründen zum Präsidenten der in der nahen Kleinstadt residierenden Privatuniversität geworden, hatte eine für seine Verhältnisse bildhübsche Frau, die etwas zu sehr der peniblen Ordnung zugeneigt war, hatte mit ihr zwei rechtschaffene Knaben in die Welt gesetzt, hatte sich vom örtlichen Architekten eine für seine Begriffe avantgardistische Villa bauen lassen. Gut, es gab hier und da etwas zu mäkeln, ja, gut, ihre avantgardistische Villa glänzte nicht mehr so wie kurz nach der Einweihung.

Ach, war das ein phantastisches Fest gewesen. Wer da alles gekommen war. Alle Freunde und all jene, die sich als solche sahen. Stolz wie ein Gockel durchschritt Manfred P. T. Ellermann seine Villa, stieß hier an, plauderte dort, tätschelte da, noch ein Witzchen, dafür war er bekannt, ach der Humor von Herrn Ellermann, einmalig, man bewunderte ihn, man schätzte ihn, man beneidete ihn. Nicht zuletzt um seine Frau, groß, blond und von fast makelloser Schönheit. Nun, das Fest ging irgendwann zu Ende, und da lagen dann die letzten Gäste in den Sesseln oder im Sofa und, was Manfred P. T. Ellermann am meisten schockierte, auch im Ehebett. Gut, sie schliefen, Gott sei Dank. Seine Frau machte sich dann auch sofort ans Putzen, obwohl er, Manfred P. T. Ellermann, ein paar Mal sagte: „Geh Schatzi, bitte net um drei in der Früh mit'm Putzen

beginnen, dafür haben wir eine Putzfrau.“ Manfred P. T. Ellermann lehnte sich damals an die marmorne Brüstung ihres zweistöckigen Wohnzimmers, während er versuchte, seine Frau vom Putzen abzuhalten. Es nützte nichts. Immer wenn er sie greifen wollte, entwand sie sich und putzte weiter. Manfred P. T. Ellermann spürte den Wein, so viel hatte er schon lange nicht mehr getrunken, aber jetzt trübte seine putzende Ehefrau seine Laune. Erst wollte er lauter werden, nein, sagte er sich, nein, Manfred, deine Frau ist sensibel, dann wollte er sich schmallend zurückziehen, nein, sagte er sich, schmallende Männer mögen Frauen nicht, und so ließ sich Manfred P. T. Ellermann einfach auf die überdimensionierte Ledercouch fallen und rief laut: „Schatzi, lass uns doch noch einen Champus trinken, nur wir zwei, weißt, du und ich.“ Aber seine Frau hörte nichts, sie putzte. Trug zu ihrem teuren Kostüm Gummihandschuhe und putzte. Und Manfred P. T. Ellermann saß auf der Ledercouch und wartete. Mit der Flasche Champus. Und Manfred P. T. Ellermann wartete lange. Er öffnete demonstrativ laut die Flasche, ließ den Korken knallen, lachte dabei unnatürlich heftig, alles in der Hoffnung, dass seine Frau Notiz von ihm nehmen würde. Aber nichts geschah. Seine Frau putzte, und 14 Zimmer und Flure und Bad zu putzen, das dauerte seine Zeit. Gegen sieben Uhr in der Früh ließ sich seine Frau mit einem „So, gschafft“ aufs Sofa fallen, zog ihre Gummihandschuhe aus und fragte: „Hast lang auf mich warten müssen, Schatzi?“ Manfred P. T. Ellermann war eingeschlafen.

So hatte das Einweihungsfest ihrer avantgardistischen Villa im Grünen geendet. Und jetzt sah diese ein bisschen wie ein verrostetes, abgeblättrtes Kunstwerk aus. Immer wieder meinte Manfred P. T. Ellermann, man müsse mal renovieren, aber bei dem Meinen blieb es. Nun gut, das war nur ein Punkt, wo Manfred P. T. Ellermann mäkeln konnte, ein anderer war, dass er seit der Geburt ihrer beiden Knaben mit seiner Frau keinen Sex mehr hatte. Das

sei jetzt vorbei, das sei so, an das müsse er sich gewöhnen. Und Manfred P. T. Ellermann gewöhnte sich daran, so wie er sich daran gewöhnte, dass seine avantgardistische Villa zu rosten begonnen hatte. Sie schiefen brav nebeneinander im riesigen Schlafzimmer, in dem es exakt vier Mal Sex gegeben hatte, je zwei Versuche, bis es mit dem Knaben klappte. Aber im Laufe der Zeit änderte sich etwas. Was, konnte er nicht sagen. Ihn nervte seine avantgardistische Villa, ihn nervte seine putzende Ehefrau, ihn nervten seine beiden wohlherzogenen Knaben, ihn nervte das Dorf, diese ständige „Grüß Gott!“ und „Servus“, und das Erstaunlichste war: Ihn nervte sein Beruf. Er begann, landwirtschaftliche Geräte zu hassen, er begann, seine Kollegen von der Privatuniversität zu hassen, begann, die geleckten Einfamilienhäuser zu hassen, dieses ständige Rasenmähen, diese penetrante Ordnung, begann, die Mülltrennung, das vollbiologische Frühstück, einfach alles zu hassen, und, was vielleicht das Schlimmste war, er begann sich selbst zu hassen. Morgens stand er am Spiegel, betrachtete sich und streckte sich selbst die Zunge heraus. Auch konnte er die Stimme seiner Frau nicht mehr hören, die in morgendlicher Frische „der Kaffee ist fertig, Schatzi!“ rief. Am liebsten hätte er sich Watte ins Ohr gestopft. Er öffte sie vorm Spiegel nach, „der Kaffee ist fertig, Schatzi!“, und dabei schaute er so wie sie schaute, dieser Madonnenblick, den er mit einem Mal auch hasste.

Sauf den Kaffee selber aus, Schatzi, murmelte er und streckte nicht sich, sondern zum ersten Mal ihr die Zunge heraus. Und fühlte für einen Moment jene knisternde Freude, wie wenn er etwas ganz Verbotenes gemacht hätte.

Etwas gärte in ihm. Was, wusste er nicht. Aber es gärte. Als er dies das erste Mal bemerkte, spazierte er gerade durchs Dorf und grüßte nach hier und da. Über ihm und hinter ihm leuchteten die sonnenbestrahlten Berggipfel. Und er, gerade er, der seit mehreren Jahren im Heimatverein aktiv war, fand das alles unheimlich blöd, kitschig

und banal. Berge, na und?, sagte er sich und grüßte wieder nach links und nach rechts. Und streckte im Stillen einem jeden die Zunge heraus.

Am 5. Februar gärte es nicht mehr in Manfred P. T. Ellermann, es grummelte. Wie ein Berggewitter. Seine Frau putzte wieder. Seine Knaben lernten wieder und in Manfred P. T. Ellermann grummelte es. „I glaub es kimmt ein Gwitter“, meinte er zu seiner putzenden Frau. Diese hielt kurz inne, zog für einen Moment die Gummihandschuhe aus, strich sich eine Strähne aus der Stirn und meinte lapidar: „Na, Schatzi, heut kommt kei Gwitter und morgen a net“, zog ihre Gummihandschuhe wieder an und wischte den Marmortisch, an dem Manfred P. T. Ellermann wie immer saß und wie immer auf seine Frau wartete.

Schon einen Tag später, am 6. Februar, war aus dem Grummeln ein Grollen geworden. Manfred P. T. Ellermann saß mit seiner Frau am Frühstückstisch, die Knaben waren schon in der Schule, Manfred P. T. Ellermann bestrich gerade eine Hälfte eines Vollkornbrötchens mit Zwetschgenmarmelade, als seine Frau plötzlich aufstand und den Tischstaubsauger holte, weil er beim Aufschneiden des Brötchens gekrümelt hatte. Manfred P. T. Ellermann saß da und starrte auf sein Zwetschgenmarmeladenbrötchen. In seinem Innern rollte das Gewitter heran, ganz deutlich hörte er es, erst den Blitz, dieses scharfe Zischen und dann in ziemlich kurzen Abständen die Donnerschläge. Mehrere. Hart. Schlag auf Schlag. „Schatz, wir ham a Gwitter“, sagte Manfred P. T. Ellermann, noch immer auf sein Zwetschgenmarmeladenbrötchen starrend, in den Lärm des Tischstaubsaugers. Seine Frau schaltete ihn aus. „Wos sogst, Schatzi?“, meinte sie und schnippte mit dem Finger einen Krümel von seinem blau-weiß karierten Hemd. „Wir ham a Gwitter, hab i gsagt!“, wiederholte er und blickte auf den Mund seiner Frau, wo er zum ersten Mal wahrnahm, dass sich in den Mundwinkeln seiner Frau beim Sprechen Bläschen bildeten. „Na, Schatzi,

heut gibt's kei Gwitter und morgen a net“, sagte sie und schaltete wieder den Tischstaubsauger an. Manfred P. T. Ellermann hörte wieder die Blitze, dann die Donner und starrte seine Frau an, die mit dem Tischstaubsauger zwischen den Marmeladengläsern herumfuhr, um ja auch jedes Krümelchen zu erwischen, das sich irgendwo versteckt haben könnte, dann plötzlich so etwas wie einen Entsetzensschrei ausstieß, auf den Fußboden starrte und mit dem Tischstaubsauger unterm Tisch verschwand. „Tu die Fias aufhebn, Schatzi“, hörte er durch den Tischstaubsaugerlärm von unten ihre Stimme. Manfred P. T. Ellermann hob seine Füße. Und das Gewitter wurde stärker und stärker. Mittlerweile schlugen die Blitze links und rechts ein und ein Donner nach dem anderen erschütterte ihn. Unter ihm staubsaugte seine Frau und rutschte auf den Knien zwischen den Stuhl-, Tisch- und seinen Beinen herum und stöhnte. Manfred P. T. Ellermann biss in sein Zwetschgenmarmeladenbrötchen und ließ die Krümel absichtlich nicht auf das Frühstücksbrettchen fallen, sondern mit einer inneren Freude auf den Fußboden. Da seine Frau gerade um das gegenüberliegende Tischbein herum saugte, spürte sie ganz leicht, wie ein größerer Brötchenkrümel auf ihre Wade fiel. Sie zuckte zusammen und schrie entsetzt: „Kannst nit aufpassen, Schatzi?“ Manfred P. T. Ellermann lächelte und streckte ihr die Zunge heraus. Und grinste wie ein frecher Junge. Und ein heftiger Blitz zischte durch seinen Körper, schlug nach seinem Gefühl irgendwo zwischen Dickdarm und Dünndarm ein. Der darauf folgende Donner veranlasste Manfred P. T. Ellermann, wortlos aufzustehen, die restlichen Krümel von seiner Hose zu streichen und mit aufkommenden Magenschmerzen den Frühstückstisch zu verlassen. Fluchtartig.

Seine Frau merkte von alldem nichts. Bis auf den Krümel, der auf ihre Wade gefallen war. Manfred P. T. Ellermann zog seine Wildlederschuhe an, rief beim Hinausgehen ein überlautes und überdeutliches „Tschüss

Schatzi“ und schlug die Tür hinter sich zu. Manfred P. T. Ellermann tat alles, damit der Tag schnell vorüberging. Manfred P. T. Ellermann wartete auf morgen. Er hatte das Gefühl, dass morgen das Gewitter seine ganze Stärke erreichen würde und wahrscheinlich Blitze von nie gekanntem Ausmaß in ihm einschlagen würden. Und von alledem würde seine Frau nichts merken. Schade eigentlich, dachte er sich, sehr schade. Als er gegen 21 Uhr wieder nach Hause kam, war seine Frau gerade dabei, die Spülmaschine auszuräumen und nebenbei lief im Fernseher eine Sendung über Hausmilben. Manfred P. T. Ellermann schlich sich von hinten an seine Frau, umklammerte sie und wollte sie gerade küssen, als sie, nachdem sie durch diese Überraschung zusammengezuckt war, nur meinte: „Na, Schatzi, jetzt nit, ein andermal.“

Manfred P. T. Ellermann ließ seine Frau los und murmelte: „Es gibt kein andermal, das Gewitter, Schatzi, das Gewitter!“

„Was du nur mit deinem Gewitter hast“, meinte seine Frau, während sie das Besteck fein säuberlich in den Besteckkasten legte. „Es gibt kein Gewitter, heut nit und morgen a nit“, fügte sie noch hinzu, bevor sie zu ihm meinte: „Bringst mir bitte den Besen, der Boden müsst dringend mal wieder gefegt werden.“

Manfred P. T. Ellermann holte den Besen. Um 21 Uhr fegen, dachte er sich, und das bei dem Gewitter! Als seine Frau begann, den Fußboden zu fegen, tobte in Manfred P. T. Ellermann das Gewitter. Blitze schlugen ein. Donner auf Donner folgte. Und seine Frau fegte seelenruhig den Boden. „Schatzi, hörst nit des Gwitter?“, fragte er zögernd seine fegende Frau. Diese unterbrach ihr Fegen, stützte sich auf den Besen und schaute ihren Mann an. „I glaub, Schatzi, du spinnst, es is kei Gwitter da draußen!“ Sie schüttelte ihren Kopf und fegte weiter. Manfred P. T. Ellermann hörte deutlich das Gewitter, zweifelte aber, nachdem seine Frau gesagt hatte, „I glaub, Schatzi, du

spinnst“, kurz an seinem Geisteszustand. Dann an ihrem. Und da zweifelte er länger. Manfred P. T. Ellermann trat gegen 23 Uhr auf die Terrasse und blickte übers Tal. Ein sternklarer Himmel. Keine Gewitterwolke war zu sehen. Kein Regen, kein Blitz erhellte die Nacht. Manfred P. T. Ellermann schüttelte seinen Kopf und hörte das Gewitter. Und drehte sich um, um zu sehen, ob seine Frau ihn beobachtete. Was sie nicht tat, da sie immer noch fegte. Schade, dachte er, er hätte sich gefreut, wenn sie zu ihm auf die Terrasse getreten wäre, er hätte sie dann in den Arm nehmen können, wenn sie es zugelassen hätte, er hätte sie dann geküsst, unterm Nachthimmel, wenn sie es zugelassen hätte. Aber sie trat nicht nach draußen zu ihm auf die Terrasse, nein, sie fegte immer noch. Und Manfred P. T. Ellermanns Gewitter wurde immer stärker.

„Schatzi, i leg mi scho ins Bett. I nehm die Samstagsbeilage und tu lesen“, rief er ihr zu, als er von der Terrasse zurück ins Wohnzimmer ging und seine Frau sah, die gerade dabei war, das Treppenhaus zu fegen. „Mach des, Schatzi, i mach nur’s Treppenhaus fertig, dann tu i noch duschen und dann kimm i“, rief sie ihm zu und fegte im gleichbleibenden Rhythmus weiter. „Bis dahin bin i eingeschlafen“, murmelte er, warf seiner Frau einen Blick zu, sah, dass sie ihn nicht beachtete, und streckte ihr ganz schnell die Zunge raus. Und kam sich wieder vor wie ein kleiner Junge. Kurze Zeit später lag er im großen Ehebett und las die Samstagsbeilage. Jeden Artikel las er. Zeile für Zeile. Besonders der recht große Artikel über das Gehen und insbesondere das Vergessen beim Gehen fesselte ihn. Dreimal las er den Artikel. Und während des Lesens tobte das Gewitter. In solch einer Heftigkeit, wie es Manfred P. T. Ellermann noch nie erlebt hatte. Manfred P. T. Ellermann legte die Zeitung fein säuberlich zusammen, lauschte einerseits dem Gewitter und andererseits den Kehrgeräuschen seiner Frau. Beides trug dazu bei, dass ihm die Augen zufielen.